

Suhrkamp Verlag

Leseprobe



Kissina, Julia
Frühling auf dem Mond

Roman
Aus dem Russischen von Valerie Engler

© Suhrkamp Verlag
978-3-518-42363-9

SV

JULIA KISSINA
FRÜHLING AUF
DEM MOND

Roman

Aus dem Russischen
von Valerie Engler

Suhrkamp

Die Originalausgabe erschien unter dem Titel
Vesna na lune
zuerst 2011 in der Zeitschrift *Zvezda*, danach 2012 im
Verlag Azbuka, Moskau. Der Übersetzung liegt eine
von der Autorin überarbeitete Fassung zugrunde.

Die Arbeit am Roman wurde mit dem Literaturstipendium
des Berliner Senats unterstützt.

Die Arbeit der Übersetzerin am vorliegenden Text wurde
vom Deutschen Übersetzerfonds und vom Europäischen
Übersetzer-Kollegium in Straelen gefördert.

Erste Auflage 2013

© Julia Kissina 2012

© Suhrkamp Verlag Berlin 2013

Alle Rechte vorbehalten, insbesondere das
des öffentlichen Vortrags sowie der Übertragung
durch Rundfunk und Fernsehen, auch einzelner Teile.

Kein Teil des Werkes darf in irgendeiner Form
(durch Fotografie, Mikrofilm und andere Verfahren)
ohne schriftliche Genehmigung des Verlages reproduziert
oder unter Verwendung elektronischer Systeme verarbeitet,
vervielfältigt oder verbreitet werden.

Druck: Memminger MedienCentrum AG, Memmingen

Printed in Germany

ISBN 978-3-518-42363-9

FRÜHLING AUF DEM MOND

IM EMPFANGSSAAL DES HERRN

Wir alle sitzen im Empfangssaal des Herrn und warten auf unsere Stunde. Sein Empfangssaal ist riesig, dort stehen für die Wartenden Bänke. Solche Bänke stehen vorzugsweise auf Boulevards und in Parks. Durch den Empfangssaal führen lange Korridore, dort gibt es auch Meere und Ozeane, Städte und Inseln. Während du im Empfangssaal sitzt, sitzt du scheinbar auch nicht dort. Du gehst deiner Beschäftigung nach und vergisst sogar manchmal, dass irgendwann dein Name aufgerufen wird. Du solltest aber jede Minute damit rechnen, dass es geschieht. Wie es geschehen wird und wo, das weiß niemand. Vielleicht wirst du einmal vor einer riesigen, schlecht gestrichenen Tür stehen, hinter der ein Licht aufblitzt. Es blendet dich, überrascht dich, erwischt dich eiskalt. Und dann wirst du dich dafür verantworten müssen, was du all diese Jahre getan hast, vielleicht musst du sogar dein Leben ganz von Anfang und in allen Einzelheiten erzählen. Aber es gibt eine einfache Regel, wie du durch diese Tür treten und ohne Stocken antworten kannst. Leider hat sie noch keine lebendige Seele befolgen können:

Während du sprichst, während du etwas tust, musst du unentwegt die Pferde bändigen, wenn du sie nämlich nicht bändigst, dann vermehren sich diese unbändigen Pferde, fliegen in ganzen Trauben während der Fahrt in die Luft, und die Hufe schießen nach allen Seiten und hinterlassen perforierten Schlamm und einen versengten Streifen Weg. Denn von diesen Pferden gibt es ganze Händevoll, ganze Felder oder Fächer, und das Fuhrwerk spuckt diese Pferde nicht nur aus, sondern kann auch selbst verschluckt werden von diesen

Pferden, und sie heißen – Gefühle, ungezügelt, wilde, aber vergebens hat man das Fuhrwerk in sie eingespannt, denn sie streben in unterschiedliche Richtungen, diese Hecht-Pferde mit arabischen Schwanenhälsen unter dem Gold der seidigen Felle. Und vergebens herrscht ringsum Frost – so viel stürmisches Leben und feurige Lüge ist in ihnen.

In diesem Moment steht über dem Garten Eden die Sonne. Diese Sonne ist orange und unnahbar. Solch einen Zustand nennt man Dämmerlicht, ein Licht wie im Garten Eden, das heißt dort, wo schon alle gestorben sind. Und das Licht strömt und strömt ohne Ende, weil ja die Quelle des Lichts keineswegs die Sonne ist, sondern das Glimmen des Lebens. Aber das Licht dort ist sehr gleichmäßig und, wie es heißt, unbeschreiblich, es birgt also eine Menge unterschiedlicher Gefühle, die sich tatsächlich nicht alle ausdrücken lassen, zumindest nicht gleichzeitig, und wenn man doch versuchen wollte, sie auszudrücken, dann immer eins nach dem anderen, und anfangen muss man mit den Gefühlen, die in der Magengrube ziehen beim Anblick dieses Lichts.

Schon in der Schule dachte ich, dass ich mit diesem Licht besser würde umgehen können als die anderen, nicht etwa, weil der Tod mich weniger schreckte als sie, sondern weil ich viel mehr Angst hatte als alle und weil ich mich ihm von Anfang an, schon auf der Schulbank, genähert habe. Das machte der rötliche Berg vor unserem Haus. Rötlich, weil dort immer Herbst war – ein eiserner Herbst mit kupfernen Laubsystemen, der mal zu Kobalt oxydierte in allen Schattierungen des Vitriol, mal zu rostigem Blätterwinter unter dem Schnee, in dem meine Knie versanken, wenn ich mit nassen Füßen herum lief in den alten Straßen mit den halbzerfallenen Häusern, über die haarfeine Risse krochen. Und dieser Geist eines unvergänglichen Vergehens und dieser unvergängliche Geist eines unaufhaltsamen Zerstörens und Zerschundens,

in dem schon ein neues Leben lebte – ein äußerlich vielleicht völlig anderes, als wir uns das Leben vorstellen –, er, dieser Geist, nahm mich an der Hand und wirbelte mich durch die Höfe und die Zimmer und dann wieder hinunter und wieder den Berg hinauf, oder er tanzte als Karussell kleiner Kreisel, was nur jene Blätter sichtbar machten, die ganz am Rand dieser Wirbel und Pirouetten des Windes trudelten.

Meine ganze Kindheit spielte sich in diesen Schründen der verschlungenen Straßen ab. Aber das Schlimmste war gar nicht die Kindheit. Das Schlimmste war das Bedauern, das später kam. Diese Kindheit war beherrscht von Skeletten und dem schaurigen Anatomischen Theater, in dem in Spiritus weiße und rote Offiziere, Handlungsgehilfen, Wäscherinnen und Krämer aus dem vorigen Jahrhundert standen. Man denke nur, Anatomisches Theater, das ist ja vollkommen unvereinbar – Theater und Anatomie. Das ist genauso unvereinbar wie Borschtsch und Saturn.

Dennoch existierte in unserer Stadt eine Anstalt solchen Namens, und sie befand sich an der Kreuzung Funduklejew- und Pirogow-Straße.

In Sachartschenkos Reiseführer von 1888 heißt es, neben den Hörsälen und allen für das Studium der Medizin notwendigen Einrichtungen verdiene im Anatomischen Theater das Museum Beachtung, in der oberen Etage, vom Haupteingang über zwei Treppen zu erreichen. Die Präparatesammlung des Anatomischen Museums besteht aus drei Teilen:

1. Der aus Wilna überstellte Teil umfasst 1530 Exponate und enthält alles Notwendige für den Unterricht in Anatomie. Gut die Hälfte dieser Sammlung, 881 Exponate, besteht aus Präparaten der Knochenentwicklung und stellt die einzige Kollektion dieser Art in ganz Europa dar. Diese Sammlung ging nach Auflösung der Wilnaer Akademie an die Uni-

versität des Hl. Wladimir und wurde unter der Aufsicht von Professor W. A. Karawajew nach Kiew überführt.

2. Die Sammlung von Professor Walter besteht aus Präparaten, die die Wilnaer Sammlung ergänzen, ferner aus Wachspräparaten zur Entwicklungsgeschichte unterschiedlicher Embryonen sowie einer Schädelammlung.
3. Die Sammlung von Professor W. A. Betz besteht aus anatomischen und histologischen Präparaten des Gehirns; die Sammlung umfasst an die 10 000 Exponate und ist ebenfalls die einzige dieser Art in Europa.

Jahre später entdeckte ich einen ähnlichen Ort in Palermo, aber er war nicht anatomisch, sondern auf die Unsterblichkeit zur Stunde der Auferweckung spezialisiert, das heißt zu jener Stunde, wenn man dich endlich zum Empfang aufruft. Das waren Katakomben von Kapuzinermönchen. In langen Korridoren lagen Tausende Mumien, über das Geheimnis ihrer Mumifizierung schweigt der Orden. Bekannt war nur, dass man zur Konservierung große Mengen Essig brauchte, was wiederum die sizilianischen Kellermeister nicht vergaßen. Einmal in fünfzig Jahren wurden die Mumien in frische Gewänder nach der neuen Mode umgekleidet, denn auch die Toten sollen nicht hinter dem Fortschritt zurückbleiben.

Auch in Kiew gibt es so eine Nekropole. In die Hügel über dem mächtigen Fluss gehauen liegen die Katakomben des Kiewer Höhlenklosters. Früher ging man mit Kerzen hinein. In meiner Kindheit wurde Strom gelegt. Zu sowjetischer Zeit schlichen dort Diebe umher; beim Kloster erwarteten sie schon die findigen Händler heiliger Reliquien. In unseren Katakomben liegen nur Mönche, und sehen kann man sie auch fast nicht. Manchmal zeigt sich unter dem vermoorderten Stoff unter trübem Glas eine trockene Hand. Es heißt,

dass die Gerechten hier nicht verwesen. Einmal hatte man einen Gottlosen beige setzt – ihn fraßen die Ratten.

Über das Anatomische Theater aus Zaren- und weißgardistischen Zeiten sprachen alle mit dekadenter Schwermut, und genauso tönte mit einem besonderen silbernen Tenor der Schürzenjäger und Freund meines Vaters Ju. A., der mehrere Kochbücher über die französische Küche verfasst hatte und absichtlich mit polnischem Akzent sprach. Er gab sich als Pole aus, denn in Kiew gaben sich viele als Polen aus, besonders die, die tatsächlich Polen waren oder das Glück hatten, einen polnischen Nachnamen mit Zischen und Schnalzen zu tragen. Und obwohl sie keine halbkapitalistischen westlichen Polen waren, verlieh ihnen das einen beinahe ausländischen Chic, denn von Warschau nach Paris ist es ein Katzensprung. Diese Leute kleideten sich extravagant, trugen dünnkelhaft irgendwelche flachen Strohhüte und Halstücher mit Rautenmuster und wiederholten ständig: »Ein Huhn ist kein Vogel, kein Ausland ist Polen.« Lauter falsche Barone, die »Küss das Händchen« näselt.

Wie auch immer, einer von ihnen, Ju. A., war Weinkenner, und das in einer Gegend, in der kein Wein wuchs, sondern vor allem Rüben und Sonnenblumen, und in der man Kühe und Schweine für Speck züchtete. Aber zu den Schweinen haben die Städter ein sehr distanziertes Verhältnis, denn neben einem Schwein »Küss das Händchen« zu sagen oder sich wie ein Österreicher oder polnischer Adliger zu benehmen ist zumindest sonderbar. Dafür redete Ju. A. alle mit »Pan« oder »Pani« an.

Einmal, als ich gerade den Schewtschenko-Boulevard hinunterging und auf den Kreschtschatik einbiegen wollte, stieß ich auf Ju. A. Es war entsetzlich heiß. Im Ultraviolett wirkten die Pappeln tot und silbrig; träge, dem Fahrplan hinterher hechelnde Busse rollten zum Bahnhof. Auf dem Boulevard

keine Menschenseele. Vor Hitze vergehend unter dem Rohseiden-Anzug und sich den Schweiß von der Stirn wischend, trug Ju. A. einen dicken Packen Manuskripte unter dem Arm. Er kam gerade von der Stenotypistin, die nun schon zum dritten Mal sein kulinarisches Werk abgetippt hatte. Ju. A. erkundigte sich fürsorglich, wie es bei mir zu Hause geht, fragte nach, wie sich meine Schulangelegenheiten entwickeln, und erkundigte sich, ob ich Maschinenschreiben gelernt habe. Dann beklagte er sich über die Hitze. Genauer, er verwünschte sie mit einem gutmütigen Lächeln und fragte unvermittelt:

»Pani Julia, wie alt sind Sie eigentlich?«

»Zwölf«, antwortete ich, mir ein Jahr zugebend, um älter und seriöser zu erscheinen.

»Und wissen Sie, in welchem Alter Giulietta ihre Unschuld verlor?« Er sprach diese Worte deutlich, als stünde er auf der Bühne, ein wenig gebeugt und die Schwänze eines unsichtbaren Fracks spreizend.

»Die Unschuld? Vielleicht die Schuldlosigkeit?«

Ju. A. betrachtete mich von Kopf bis Fuß mit der Miene eines Menschen, der eine Ware peinlich genau studiert. Er wischte sich mehrmals die rote Stirn, die mit kleinen durchsichtigen Schweißperlen bedeckt war, und rieb sich die blutunterlaufenen Augen. Unter seinem Blick zog ich mich zusammen, als hätte man mich splitternackt im Dampfbad erwischt. Jetzt wollte ich mich selbst von außen anschauen. Ich konnte nichts Besonderes an mir entdecken – braune Schuluniform mit weißem Kragen, wie alle sie trugen. Zöpfe, aus denen einzelne Härchen hervorstanden, im Nacken fest zu einem Kranz geflochten, abgelaufene graue Schuhe, in denen es mir allmählich eng wurde, gerippte Strumpfhosen, trotz der Hitze, und abgeplatzter Lack auf den abgekauten Nägeln.

Dann schüttelte Ju. A. plötzlich den Kopf und ging, ohne

sich zu verabschieden, mit großen Schritten weiter. Ich wollte ihm einen Abschiedsgruß hinterherrufen, hielt aber verwirrt inne. Natürlich, er ähnelte einer Gans, einer neugierigen, farcierten Gans, die den fettgetränkten Seiten seiner Kochbücher entsprungen war. Aus unerfindlichen Gründen hasste ich ihn plötzlich, und den ganzen Tag stand mir sein rundes speckiges Gesicht mit dem Drahtschnurrbart eines Bühnenschurken vor Augen.

Nach zwanzig Minuten mechanischen Gehens (auf den Kreschtschatik wollte ich nicht mehr – diese Richtung hatte Ju. A. eingeschlagen) stand ich zum ersten Mal vor einem langgestreckten rosa Gebäude aus dem vorigen Jahrhundert, auf dem klar und deutlich »Anatomisches Theater« zu lesen war. Und sofort hatte ich die unangenehme Begegnung vergessen.

Das Anatomische Theater kannten wir aus Erzählungen der Medizinstudenten. Gewöhnliche Sterbliche ließ man nicht hinein. Dort, im Theater, standen Embryonen, dort fanden Aufführungen statt. In meiner damaligen Vorstellung kämpfte in den Nächten der Geist von Hamlets Vater mit den in Formalin liegenden Körpern, während zur gleichen Zeit ein anderer Geist unsere Stadt zerstörte. Die Stadt lag damals in lauter Gärten, und bis heute sind an den Orten der neuen Bebauung, der Plastikmetropole, diese Gärten nicht auszurotten.

Viele Jahre später stand ich wieder in diesen Gässchen, durch die räuberische Bagger krochen. Aber mein Schauer vor dem Anatomischen Theater und das Interesse daran rührten daher, dass ich mich einfach nicht damit abfinden konnte, dass das Material, aus dem wir gemacht sind, von so geringer Dauer ist.

Man zwingt mich zu wachsen. Man zwingt mich, das papierenere Rückgrat zu strecken. Man misst mich mit dem Lineal, ob mein Wachstum nicht stockt, man wiegt mich und spickt mich mit Vitaminen. Meine Eltern achten sorgfältig darauf, dass ihr mickriges Geschöpf Fleisch isst. Zumindest denken sie, dass ich ein mickriges Geschöpf sein muss nach dem Vorbild meines Vaters. Und niemand ahnte, was für mächtige Wurzeln der Gesundheit, was für unbändige Lebensäfte sich schon damals Bahn brachen durch die Unbilden der richtigen Ernährung.

»Iss Fleisch! Du musst wenigstens einmal am Tag ein Stückchen Fleisch essen!«

Fleisch, das sind rote Blutkörperchen – nach meinem Verständnis tragen kleine Menschlein Sauerstoff in alle Täler und geheimen Winkel meines Organismus, der sich störrisch allem Gesunden, Munteren und Wachsenden widersetzt. Alle sind deshalb schrecklich beunruhigt. Vielleicht bleibe ich auch eine mickrige Zwergin im weißen Krägelchen, und meine Füße verharren für immer in der ersten Ballettposition. Und mir schien, meine Kindheit, aus der ich einfach keinen Weg hinaus fand, werde ewig dauern, und danach lande ich, die Zwergin, wie alle übrigen auch, gleich im Anatomischen Theater.

Über dem Markt breitet sich eine schwere Dieselsonne aus. Unter den Füßen tschilpen die Dotter schwatzhafter Küken, die, wie das Öl aus der Pfanne, aus riesigen geflochtenen Körben schießen. Wir treten in den Rundbau der Markthalle, unter die Steinkuppel des kühlen Kulinarienzirkus. Auf den Marmortheken thronen erstarrte Schweinsköpfe, und jemand drückt mir einen feuchten Batzen Speck in die Hand. Die Bäuerinnen in den bunten Tüchern haben kupferne Hände, wie aus frischer Erde gebrannt. Dann beginnt das

Feilschen. Alles geschieht wie im Nebel. Eine Theaterszene mit Absprachen, Vorwürfen, Beschimpfungen. Zum Schluss wird ein annehmbarer Preis festgesetzt. Alle sind zufrieden. Über dem Zink der Ladentheke schwebt für einen Moment allgemeiner Jubel. Am Ende ein herzlicher Abschied und beinahe Verbrüderung bis zum nächsten Sonntag.

Mein Dialog mit dem Fleisch ging später weiter, wenn zwischen den Zähnen sein zäher Widerstand begann und es bleischwer durch die Speiseröhre hinabglitt. Dann steckte der Tod der Tiere für einige Stunden in meinem Organismus, und ich war mir bewusst, dass ich jetzt eins mit diesen Tieren war. Ich lief mit ihrer Angst herum, bis das lebendige Material in mir bis auf das letzte Molekül verdaut war. Dann ließ die Angst nach.

DIE STADT

Im Unterwasserlicht der Abende war die Stadt reglos. Anfangs standen gegenüber von uns am Bajkow-Berg Höfe mit rosa Hausseiten und mit verglasten Veranden, unter deren Vordächern ein stechender Geruch nach Borschtsch hervorquoll. Dort lebten Frauen in grauen, über die Krampfadern heruntergerutschten Strümpfen. In diesen reglosen Höfen flatterte die Wäsche im Wind, als ob der Wind sie schrubhte und in seinen blauen Wellen spülte. Und alle liebten den Anblick der Wäsche. Minderjährige Kapitäne tauchten zwischen den geblähten Laken auf. Rückenwind! riefen sie. Dafür wurden sie von alten Mütterchen gescheucht, zahnlose Geschöpfe die einen, während in den anderen die Femme fatale mit den Krallen und Mähnen der Kiewer Löwinnen noch glomm oder schon in den ewigen Schlaf versunken war. Doch außerdem gab es dort in der Abenddämmerung Pfützen, die den Tag über besonders gewissenhaft Sonne sammelten und einem dann im allerletzten Moment vor ihrem Untergang so schmerzhaft, so andalusisch-bang mit dem Licht ins Auge stachen, dass sich, wer immer diese Pfützen ansah, jedes Mal unwillkürlich sagte: Aha, von dort also kommt das Licht, von jener Seite unseres Lebens, das immerwährende rosige Licht. Und manche sagten sich innerlich: Diese Pfützen sehe ich zum letzten Mal, vielleicht zum allerletzten Mal in meinem Leben.

Aber das Licht aus den Pfützen war Taborlicht, jenes unerschaffene Licht, das alle irdischen Photonen und Wesenheiten überstieg und das sich weder denken noch beschreiben ließ, und wenn doch beschreiben, dann nur im Zustand der

Seligkeit, und nicht in Worten, sondern nur mit einem kreatürlichen Gemuhe.

Und ich sah diese Pfützen zum ersten Mal an jenem Abend, als die Brache brannte. Die Brachen in unserer Stadt waren wie echte endlose Steppen. Denn sobald man ein Haus abbriss, überzogen sich die Ruinen mit langem kräftigem Gras, sofort schlug die Natur zu, und gelbe Weiden tauchten auf, wie aus dem Nichts, vom Dnepr heraufgehinkt, und diese Weiden weinten mit ihren Peitschenzweigen, darum hießen sie auch Trauerweiden und Weidenruten. Über ihnen kreisten Adler und Rebhühner, und mein Vater lief immer um die Ruinen und sagte, bald reißen sie die ganze Stadt ab, und schüttelte niedergeschlagen den schon damals grauen Kopf. Und so wie er sagte, kam es auch.

Nach und nach wurde die Stadt abgerissen, und an ihrer Stelle erbaute man eine völlig andere Stadt, und so war es viele Male, deshalb wird diese Stadt von niemandem und niemals erkannt werden.

Und während die Bagger meine arme, zerschrundete Stadt abrissen, blühten am Dnepr, um seine Ufer, stürmisch und lautstark und zu einer Musik, abgeschmackt wie Pornographie, Krebse mit Bier und Wasserlilien, fuhren braungebrannte, verschwitzte Sportler – die Hosen stramm, die Beule nach außen – hochaufgeschossene sommersprossige Mädchen in Motorbooten spazieren. Die besonders Betrunkenen sangen zum Motorengeheul in der benzingetränkten Luft der guten alten Sonntage, und wer nicht trank und nicht sang, der träumte und litt einfach so. Und wenn es bei uns Heiterkeit gab, dann ganz bestimmt mit einem Beigeschmack von Bitternis.

DIE ALTEN

Eines Tages platzte Vera in unser Leben.

»Wer ist diese Vera, wo hast du sie ausgegraben?«, fragte mein Vater konsterniert.

»Sie ist ein unglückliches Geschöpf«, sagte Mama.

Dann kam eine verworrene Geschichte über einen Bruch des Oberschenkelhalses, über beginnende Sklerose und eine Wohnraumzuweisung.

»Was für eine Zuweisung?«

Mama begann mit irgendwelchen stockenden Einzelheiten davon zu erzählen, dass vor kurzem im Nachbarhaus eine Kommunalwohnung ausgesiedelt worden war.

»Und Vera?«

Meine Mutter wusste selbst nicht genau, wer Vera war. Für mich bedeutete das, dass Mama jetzt bei jeder Erwähnung dieser Vera bestimmt sagen würde: Wenn wir ihr jetzt nicht helfen, wird auch uns das Unglück treffen.

Schließlich stellte sich heraus, dass Vera nur noch eine Woche in der Kommunalwohnung zu wohnen hatte, dann säße sie auf der Straße.

Die Kommunalwohnungen waren ganz besondere Lebensreservate, immer wieder stülpten sie ihr Inneres für alle sichtbar nach außen, und die bläulichen Hühner, die an Frosttagen in den Fenstern aufgehängt wurden, streckten die toten schuppigen Krallen aus den gehäkelten Einkaufsnetzen und erhoben sie zu Gott dem Herrn. In den Korridoren jener Wohnungen, in den dünnen Schößen der ausgeweideten Häuser, hingen von den Decken Massenkonsumgüter,

Eisenwaren und Fahrradreifen, dort drohten einem Koffer auf den Kopf zu fallen, die seit dem Krieg, der Revolution und den Zeiten der Kiewer Rus nicht ausgepackt worden waren. In diesen Wohnungen herrschte Finsternis und danach das grelle Schrillen des Lichts. Waschschüsseln schepperten, Alte schlurften, und das in modriger Farbe blühende Radio schmetterte endlos ein aus dem gelben Stoff des Lautsprechers schlagendes mehrstimmiges Volkslied. Dort gluckerte im Hals der Kloschüssel geologische Lava und sangen die schadhafte Rohre.

Irgendwann fing Mama an, bei den Mülltonnen herumstreuende, verrückt gewordene Alte mit nach zu Hause zu bringen, von denen es eine Menge gab in der Stadt. Gewöhnlich fragte sie: »Herzchen, wo wohnen Sie?« In solchen Momenten war ihre Stimme besonders süßlich. Die Alten sahen sie nur mit gelben Ziegenaugen an, zitterten mit ihren Milchbärten, stießen ein langes Määäh oder Bäääh aus, schlugen mit den Hufen, und dann versenkten sie ihre Schnäbel trotz allem in die Mülleimer und saugten, genüsslich schmatzend, allerlei Abfall, Unrat und Auswurf heraus. Dann machte sich meine Mutter ganz vorsichtig an eine solche Alte heran und steckte ihr zwanzig Rubel für Essbares in die Tasche der auf den Hintern gerutschten Schürze oder schleppte sie nach Hause auf den sauberen Diwan – eine exakte Imitation des Diwans Ludwig des Vierzehnten, der, wenn er des Abends auf das Original gekraxelt war, meiner Mutter aus der Vergangenheit zusah und den Kopf schüttelte. Und unter den unverwandten Blicken Ludwigs stellte meine unverbesserliche Mama für die tauben Alten und vielleicht sogar für Ludwig selbst Liszts Ungarische Rhapsodie auf volle Lautstärke. Mein Vater rettete sich nach nutzlosen Protesten bei Regen, Schnee, Hitze oder Frost ins Freie oder saß stundenlang bei

Bekannten herum. Ich wusste, wenn er zurückkommt, gibt es Streit. Aber während er fort war, kochte Mama im Galopp Borschtsch. Liebevoll fütterte sie diese Schafe, die in der Wärme auf Ludwigs Diwan erstarrt waren, mit den Silberlöffeln unserer Ahnen.

Manchmal wurde es Winter. Er kam extrem selten in unsere Stadt, soweit ich mich erinnere, hatten wir in meiner Kindheit nur zwei, drei Winter, alles andere war einfach Schnupfen. Dafür bereiteten sich auf diesen seltenen Winter alle sorgfältig vor, besonders meine Mama, die überhaupt das ganze Leben nur damit beschäftigt war, ein Nest für Papa zu bauen, der alt und kahl wurde und immer mehr wie ein nicht flügge gewordenen Vogeljunges aussah.

Damals strickte sie lange kratzige Schals. Und diese Schals waren endlos und verwandelten sich in unförmige Pullover mit Zöpfen und Voluten. Die Apotheose aber kam in dem Moment, als Mama, die das Haus und den Hügel vor dem Fenster schon dicht mit dem Spinnnetz ihrer Schals überzogen hatte, die Nähmaschine aufklappte, das heißt jenen hölzernen Obelisk von Singer, der am Ende des langen dunklen Korridors stand. Auf den Straßen herrschte schon vollkommen winterliche Stille – das heißt der zeitweilige Tod. Niemand wagte es mehr, in jene blaue, kalte und feuchte Substanz hinauszutreten, die über die Stadt und die Hügel verschüttet war und in ihre verstecktesten Falten drang. Es war die Zeit, da alle untertauchten, eins wurden mit den Feldmäusen und Larven und tief unter der Erdkruste verschwanden. Damals verkündete Mama feierlich, es werde Zeit, sich auf den Sommer vorzubereiten und Vorhänge zu nähen. Die Laternen draußen verblüfften mit ihrem trübsinnigen Gelb. Jetzt begann ein ungestümes Geratter: Mama drehte die Kurbel der Nähmaschine, den gläsernen Blick auf